



*Sperrfrist: Montag, 24. September 2012, 17.00 Uhr!
Es gilt das gesprochene Wort!*

Eröffnungsreferat
des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz,
Erzbischof Dr. Robert Zollitsch,
am 24. September 2012
zur Herbst-Vollversammlung in Fulda

„Mit den Menschen aufbrechen zu den Orten des Lebens“

Impulse zum Jahr des Glaubens

Liebe Mitbrüder!

„Die Kirche als ganze und die Hirten in ihr müssen wie Christus sich auf den Weg machen, um die Menschen aus der Wüste herauszuführen zu den Orten des Lebens – zur Freundschaft mit dem Sohn Gottes, der uns Leben schenkt, Leben in Fülle.“¹

Jahr des Glaubens – Einladung zur geistlichen Vergewisserung

Mit diesem zukunftsweisenden Bild lädt der Heilige Vater die Gläubigen und insbesondere uns Hirten ein, uns in das „Jahr des Glaubens“ mitnehmen und hineinführen zu lassen – ein Jahr, das der geistlichen Vergewisserung und spirituellen Vertiefung dienen will. Es will zuallererst die, die Christus schon kennen, in ihrem Glauben bestärken und ihre Christusbeziehung vertiefen. Die dahinter liegende Einsicht ist offensichtlich: Die *missio ad extra* und die Neu-Evangelisierung Europas können nur gelingen, wenn zugleich die *missio ad intra* und die Re-Vitalisierung der Gläubigen erfolgreich ist. Damit steht das Jahr des Glaubens in einer langen und guten Tradition, die der Überzeugung entspringt, *„dass es die Kirche immer nötig hat, selbst evangelisiert zu werden, wenn sie ihre Lebendigkeit, ihren Schwung und ihre Stärke bewahren will, um das Evangelium zu verkünden“²*. In diesen Worten der Enzyklika *Evangelii*

Kaiserstraße 161
53113 Bonn
Postanschrift
Postfach 29 62
53019 Bonn

Ruf: 0228-103-0
Direkt: 0228-103 -214
Fax: 0228-103 -254
E-Mail: pressestelle@dbk.de
Home: <http://www.dbk.de>

¹ Porta fidei, 2.

² Evangelii Nuntiandi, 15.

Herausgeber
P. Dr. Hans Langendörfer SJ
Sekretär der Deutschen
Bischofskonferenz

nuntiandi klingt deutlich die kraftvolle Dynamik an, die der Glaube an Jesus Christus freisetzt, wenn sich die Kirche dem Anspruch des Evangeliums stellt und entschieden in der Nachfolge Jesu lebt. Erkennbar wird bei der Einladung zum Jahr des Glaubens, dass der Heilige Vater nicht nur allgemein die Gläubigen im Blick hat, sondern sich immer wieder gezielt an uns, die Hirten, wendet. Denn die Stärkung der Schwestern und Brüder im Glauben ist die genuine Aufgabe des Bischofs.³ Es geht darum, „*ein lebendiges Zeichen der Gegenwart des Auferstandenen in der Welt zu werden*“⁴. Wir tun gut daran, das Jahr des Glaubens als unsere je eigene Aufgabe zu ergreifen und uns *wie Christus auf den Weg zu machen, um die Menschen zu den Orten des Lebens zu führen – zur Freundschaft mit dem Sohn Gottes, der uns Leben schenkt, Leben in Fülle.*

Dieses anspruchsvolle und herausfordernde Bild, das uns der Heilige Vater vor Augen stellt, lebt von einer auf die Zukunft ausgerichteten Zielperspektive. Seine Dynamik wird bestimmt von „den Orten des Lebens“. Diese Verheißung ist das alles Tragende und Motivierende für den Aufbruch zu den Menschen.

I.

1. Sammlung um den Herrn und Sendung in die Welt

Wie eng die Sendung in die Welt und die Sammlung um den Herrn zusammengehören, wird bereits im vorösterlichen Leben Jesu deutlich: „*Jesus stieg auf einen Berg und rief die zu sich, die er erwählt hatte, und sie kamen zu ihm. Und er setzte zwölf ein, die er bei sich haben und die er dann aussenden wollte, damit sie predigten und mit seiner Vollmacht Dämonen austrieben*“. (Mk 3,13-14) Es ist eine doppelte Berufung, die hier zum Ausdruck kommt: zum einen das apostolische Leben mit Jesus – man könnte es „*vita apostolica*“ nennen – und zum anderen die apostolische Sendung in die Welt, die wir als „*missio apostolica*“ bezeichnen könnten. Beide gehören untrennbar zusammen, apostolisches Leben und apostolische Sendung greifen ineinander. Ja, in den Augen Jesu setzt die Sendung der Zwölf ihr Mit-Sein mit ihm voraus. So kann die Kirche auch heute nur dann den Menschen den Weg zu den Orten des Lebens, die uns Jesus, der Sohn Gottes, eröffnet, zeigen, wenn sie selbst mit dem Auferstandenen eng verbunden lebt. Oder in den Worten Papst Benedikts formuliert: „*Um das Wort des Evangeliums fruchtbar zu verkünden, braucht es zuallererst eine tiefgehende Gotteserfahrung*.“⁵ Das Evangelium muss verkündet, der christliche Glaube „vorgestellt“ und gelehrt werden. Wenn der Glaube aber nicht zur persönlichen Erfahrung wird, wird er nicht lebendig und prägt nicht das Leben. Was meine ich damit?

2. Damit aus Erlebnissen Gotteserfahrungen werden können

Um uns zu vergewissern, worauf ich hinaus will, ist es hilfreich, die beiden Begriffe „*Erlebnis*“ und „*Erfahrung*“ zu unterscheiden. Die deutsche Sprache ist hier sehr genau: Erlebnisse „*habe*“ ich, Erfahrungen aber „*mache*“ ich. Von vornherein ist es überhaupt noch nicht ausgemacht, zu welchen Erfahrungen Erlebnisse heranreifen, die ich habe – seien es

³ vgl. CIC Can. 386.

⁴ Porta Fidei 15.

⁵ Vgl. Apostolisches Schreiben in Form eines Motu Proprio *Ubicumque et semper*.

Erlebnisse der Freude und des Glücks oder der Sorge und Trauer. Bei jemandem, der sich auf die Botschaft des Evangeliums einlässt, wird wahrscheinlich eine andere Erfahrung heranreifen, als bei jemandem, der das nicht tut. Und es kann sein, dass eine Fülle von Erlebnissen wirkliche Erfahrungen geradezu verhindert. Wer alles und jedes erleben will, dem bleibt mitunter eine wirkliche, eine tiefe Erfahrung verwehrt. Es kommt also darauf an, dass an das Erleben von Menschen hilfreiche, weiterführende, ja, erlösende Deutehorizonte herangetragen werden. Wir nennen das spirituelle Prozesse. Ich kann an dem, was in mir zur Erfahrung heranreift, mitwirken und mitarbeiten. Die Freundschaft mit Jesus Christus bedeutet immer Umbau meiner eigenen Maßstäbe. Von mir weg, um von Gott her die Welt, meine Mitmenschen und mich selbst zu sehen. Christlicher Glaube ist niemals Flucht aus dem Leben, Rückzug in eine erträumte Scheinwelt, sondern Herausforderung und Hilfe zur Bewältigung des Alltags. Der spirituelle Mensch ist fähig, eine Aufgabe zu bejahen, Verpflichtungen anzunehmen und im Hier und Jetzt zu leben, weil er sie als Anruf Gottes, als Berufung und nicht nur als Beruf versteht. Ein Mensch der Sehnsucht ist einer, der versteht, die Gegenwart ernst zu nehmen und gestaltend mitzuwirken.

Diese Dynamik, die die eigene Gotteserfahrung, das Wissen um die Gegenwart des Auferstandenen, in uns freisetzt, veranlasst uns, dass wir uns aufmachen zu den Menschen – „wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 4,20). Formulieren wir es bewusst zugespitzt: Die Kirche ist Kirche, weil sie die Menschen einem Ziel entgegenführt, weil sie selbst unterwegs ist zu diesem Ziel – der Freundschaft mit dem Sohn Gottes, der uns das Leben in Fülle schenken will. Mitten unter den Menschen, nah bei ihnen, da ist unser Ort als Hirten, um Zeugnis zu geben von unserer eigenen Gotteserfahrung und so den Menschen zu helfen, ihr Leben im Licht des Evangeliums zu deuten und gemeinsam mit ihnen den Weg zum Leben zu gehen.

3. Die Wüste – Ort der Bewährung, Zeit der Anfechtung

„*Menschen aus der Wüste herausführen zu den Orten des Lebens*“ – hinter diesem Bild steht in besonderer Weise die Erfahrung des wandernden Gottesvolkes, die Erfahrung des Exodus: Es ist der Weg, der herausführt aus den Zwängen und der Unterdrückung hinein in die Freiheit. Und zum biblischen Exodusgeschehen gehört die Erfahrung, in der Wüste unterwegs zu sein – die Wüste als Sinnbild für den Ort der Bewährung und Anfechtung.⁶ Was bedeutet das? Was charakterisiert diese Erfahrung näher?

Wer in der Wüste unterwegs ist, muss wachsam sein, aufmerksam, und darf nichts verdrängen; muss wissen, wo Gefahren drohen, welche Risiken gewagt werden müssen und welchen man besser aus dem Weg geht. Wer in der Wüste unterwegs ist, weiß die Wetterlagen zu deuten und daraus die rechten Schlussfolgerungen zu ziehen, um nicht vom Sturm oder der sengenden Sonne vernichtet zu werden.⁷ Wer in der Wüste unterwegs ist, steht

⁶ Vgl. Ex 16,1ff; 17,1-7.

⁷ Vgl. Joseph Kardinal Ratzinger, Wie sollte heute ein Bischof sein? Gedanken aus Anlass eines Jubiläums, in: P. Berglar/O. Engels (Hg.), Der Bischof in seiner Zeit. FS für Joseph Kardinal Höffner, Köln 1986, 469f.

immer auch in Gefahr, zurück zu wollen, die Vergangenheit zu verklären. Wer in der Wüste unterwegs ist, muss gelernt haben, sich nicht zu früh mit schnellen Erklärungen und Deutungen zufrieden zu geben. Er darf sich nicht täuschen lassen: Was wie eine Oase aussieht, kann auch eine Fata Morgana sein – eine trügerische Luftspiegelung. Manche Eindrücke entsprechen eben nicht der Realität, sondern einer eingeschränkten Sinneswahrnehmung. Die Wüste verlangt es geradezu, manchmal Fragen offen zu halten. Es braucht eine weite Perspektive, langen Atem und Geduld. Nur so entsteht jener Raum, der es möglich macht, sich zu orientieren. Besonders wichtig ist ein solches Verhalten etwa dann, wenn man spürt, vom Weg abgekommen zu sein, oder sich nicht sicher ist, auf dem richtigen Weg zu sein.⁸

4. Unnötiges von Notwendigem unterscheiden

Das Bild vom Weg, liebe Mitbrüder, ist ein uns bestens vertrautes Bild für die Kirche, die pilgernde Kirche auf dem Weg durch die Geschichte. Dass die Hirten bereit sind, in die Wüste zu gehen, scheint im biblischen Bild nichts Außerordentliches zu sein. Im Gegenteil: Es ist eine vertraute Aufgabe und bekannte Umgebung – mit all ihren Herausforderungen und mit dem Ziel, gerade auch durch die Wüste hindurch zu den Orten des Lebens zu führen.

Wer selbst schon in der Wüste unterwegs war, der weiß, wie wenig Gepäck notwendig ist. Alles, was unnötig ist, um „zu den Orten des Lebens zu gehen“, lässt man zurück. Denn das Wesentliche findet man dort. Niemand ist so kompetent wie diese Hirten, von denen hier die Rede ist, zwischen Notwendigem und Unnötigem zu unterscheiden. Und diese Hirten sind dann gute Hirten, wenn sie das Leben hüten, die ihnen Anvertrauten schützen; wenn sie den Blick haben fürs Ganze und für den Einzelnen; wenn sie ganz und gar von „den Orten des Lebens“ her, zu denen sie hinführen wollen, die Hierarchie ihrer Verhaltensweisen und Optionen bestimmen und formen lassen. Sie sind dann gute Hirten, denen man sich anvertraut und Vertrauen schenkt, wenn ihre *vita apostolica* von der Freundschaft mit Christus Zeugnis gibt; wenn in ihrem Reden und Handeln etwas aufscheint und durchleuchtet von der eigenen Sehnsucht nach der Freundschaft mit Christus. Papst Benedikt hat deshalb mit Recht in seiner Ansprache an den Klerus von Rom in der Lateranbasilika betont, dass die *„Zeit, die wir in der Gegenwart Gottes verbringen“*, eine *„echte pastorale Priorität und letztendlich die allerwichtigste“* ist, wie dies auf *„konkrete und leuchtende Weise“* Papst Johannes Paul II. *„in jeder Facette seines Lebens und Dienstes“* gezeigt habe.

II.

1. „Nisi sis vir desideriorum ...“ – „Wenn du nicht ein Mann der Sehnsucht bist“

Sich wie Christus auf den Weg zu machen zu den Menschen und sie zu den Orten des Lebens zu führen, dieses durch und durch biblisch geprägte Bild stellte uns Papst Benedikt bereits in seiner Predigt während der heiligen Messe zum Beginn seines Pontifikats vor Augen. Es scheint ihn persönlich anzusprechen und ihn in seinem eigenen Dienst als Hirte der

⁸ Vgl. Ps 107,4.

Weltkirche zu prägen. Um die Intention unseres Heiligen Vaters tiefer zu verstehen, lohnt es sich, an dieser Stelle innezuhalten und einige Gedanken vom *Theologen* Joseph Ratzinger her zu ergänzen. Schon in jungen Jahren hat er sich von der Gestalt des heiligen Bonaventura inspirieren lassen. Ja, er hatte sogar vor, so hat er es vor einiger Zeit zum Ausdruck gebracht, als emeritierter Professor, wenn „*der Herr*“ ihn nicht, wie er es formulierte, „*inzwischen andere Wege geführt*“ hätte, eines der Hauptwerke Bonaventuras zu kommentieren, das „Hexaameron“.⁹

Ein Blick auf Bonaventura und seine Zeit kann uns deshalb helfen, dieses biblische Bild im Sinne Papst Benedikts besser zu verstehen. Der Franziskanerorden steht in einer Krise, „es bestand“, wie der Papst die historische Situation schildert, „die Gefahr eines inneren Bruchs“¹⁰: Fraktionen bilden sich; ganz verschiedene Optionen des Handelns sind möglich; und die eine wie die andere Seite ist der Überzeugung, nur so, wie sie es tut, dem Ursprungsimpuls des Franziskus treu zu bleiben. Und vor allem geht es um die Frage, wie sie diesen franziskanischen Impuls in die Zukunft tragen wollen. Alles droht im dreizehnten Jahrhundert zu zerbrechen und zu zerfallen. Das Verhalten der jeweils anderen – so die gängige Meinung – ist der Grund dafür. Auch in der Gesamtkirche in ihrem theologischen Koordinatensystem driftet so manches auseinander: hier der aristotelische Impuls und die Vorordnung der Logik; dort das überkommene, aber erfahrungsdurchtränkte monastische Denken.

In dieser Situation wird Bonaventura in die Leitung des Ordens berufen. Er wird Generalmagister; Hirte also mitten in der Wüste mit der Aufgabe, zu den Orten des Lebens zu führen. Und was tut Bonaventura? Er bricht auf zu den Menschen, um ihnen nah zu sein. Er besucht die Konvente, um im Hören aufeinander und im gemeinsamen Hören auf Gott den rechten Weg in die Zukunft zu finden. Er trifft sich mit den Jungen, mit den Alten; er erkennt die Zeichen des Lebens und schafft, wenn man so will, den Raum eines Dialoges, ja eines engagierten „geistlichen Dialoges“.

Und dann fällt eines besonders auf: Immer wieder verwendet Bonaventura dasselbe Argument: „... *Nisi sis vir desideriorum ...*“ – „*Wenn du nicht ein Mann der Sehnsucht bist ...*“. Wenn du kein Mensch der Sehnsucht bist, dann macht es wirklich keinen Sinn, dann driftet alles auseinander. Es ist die Sehnsucht, Menschen zu den Orten des Lebens führen zu wollen; die anderen Menschen – angespornt von der eigenen Gotteserfahrung – auf dem Weg zur Freundschaft mit dem Sohn Gottes zu begleiten. Wenn wir unsere Sehnsucht artikulieren, unser Tun, unser Handeln von unserem Worumwillen her durchbuchstabieren, prägen und formen lassen, dann wird ein gemeinsamer Weg der Nachfolge möglich; dann werden wir – mit den Worten des seligen Papstes Johannes Pauls II. formuliert – „*die Zeichen des Lebens erkennen und Konflikte in Wachstumschancen umwandeln*“¹¹. Bonaventura ist es gelungen,

⁹ Cf. J.R., GS 2, 7.

¹⁰ L' Osservatore Romano, 12.03.2012, Nr. 10., 2.

¹¹ Papst Johannes Paul II., Apostolischen Schreiben „Pastores Gregis - Der Bischof, Diener des Evangeliums Jesu Christi für die Hoffnung der Welt“.

zusammenzuführen; die zentrifugalen Kräfte gegenseitiger Besserwisserei in die zentripetalen Kräfte der Gemeinschaft des Glaubens umzuwandeln und so den Blick zur Mitte hin zu lenken, um den Weg durch die Wüste gemeinsam zu bestehen. Er hat seinen Hirtdienst ganz und gar von „den Orten des Lebens“ her formen und prägen lassen. Oder anders formuliert: Er zeigt uns, dass ein „geistlicher Dialog“, der von einer gemeinsamen Sehnsucht getragen und auf Jesus Christus ausgerichtet ist, zielführend sein kann.

2. „Geistliche Leichtigkeit“

Noch etwas fällt bei Bonaventura auf: Trotz aller Last, Bedrängnis und Herausforderung ist er geprägt von einer gewissen geistlichen Leichtigkeit. Es ist eine innere Gelöstheit, die seinen Charakter auszeichnet. Er ist ein Hirte, der sich als Mitpilger im Glauben versteht; ein Hirte, der ermutigt, indem er hilft, die Sehnsuchtsfelder der Menschen zu Ahnungsfeldern des Heils werden zu lassen; indem er Konflikte in Wachstumschancen umwandelt. Wieso gelingt ihm dies? Weil er weiß: Ich kann und muss nicht alles selbst leisten. Gott selbst ist am Werk. ER ist es, der die Suchenden letztlich hin zu den Orten des Lebens führt. Und an uns Hirten liegt es, den Menschen dabei Wegbegleiter zu sein, gemeinsam mit ihnen immer mehr zu Spurenlesern des Glaubens zu werden.

3. Das christliche Erbe in der europäischen Kultur

Solche Weggefährten sind gefragt, weil es vielen heute schwer fällt, nicht nur diese Spuren Gottes in ihrem Alltag und im eigenen Leben zu entdecken, sondern auch die Spuren zu lesen und zu verstehen, die in so vielfältiger Weise in unserer Kultur, ja in den Kulturen Europas zu finden sind. Der christliche Glaube ist für unser tägliches Leben bis heute prägend. Das jüdisch-christliche Erbe durchdringt – wenn dies vielen unserer Zeitgenossen auch nicht bewusst ist – unser Verständnis von Gesellschaft und Politik, von Wirtschaft und sozialer Gerechtigkeit, von Ehe, Familie und Bildung. Der weithin anerkannte deutsche Historiker Heinrich August Winkler, der seine Lehrtätigkeit in Freiburg begann und nach der Wende dem Ruf an die Humboldt-Universität in Berlin folgte, beschreibt dies mit den Worten: *„Die stärkste dieser gemeinsamen Prägungen ist religiöser Natur: die christliche. Im Zuge der fortschreitenden Entkirchlichung und Entchristlichung ist eine solche Feststellung alles andere als selbstverständlich. Erklärten Laizisten könnte es sogar als ein Versuch erscheinen, die Säkularisierung in Frage zu stellen und ihr Einhalt zu gebieten. In Wirklichkeit ist es gerade der spezifische, ja weltgeschichtlich einzigartige Charakter des westlichen Säkularisierungsprozesses, der uns veranlassen sollte, den religiösen Bedingungen dieser Entwicklung nachzugehen.“*¹²

Winkler spricht hier ausdrücklich nur vom westlichen Europa und kulturell verwandten Weltregionen, die in der Tradition des weströmischen Reiches stehen. Aber so sehr Differenzierungen zwischen diesem westlichen, d. h. katholischen und protestantischen Europa und dem Europa der orthodoxen Tradition sinnvoll sind, so gilt doch: Es ist das ganze

¹² Heinrich August Winkler, Geschichte des Westens. Von den Anfängen in der Antike bis zum 20. Jahrhundert, München 2009, S. 19.

Europa, das aus dem christlichen Erbe lebt. Und Europa als Ganzes wird auch – wenngleich in unterschiedlicher Weise – durch die Herausforderung der Säkularisierung bestimmt.

Und diese Säkularisierung, so ist in den Lineamenta und im Instrumentum Laboris der kommenden Bischofssynode im Oktober zu lesen, ist aus christlicher Sicht kein rein negatives Phänomen. Denn der Säkularisierungsprozess hat zweifellos größere Freiheitspotentiale in unserer Gesellschaft erschlossen. Die Trennung von Kirche und Staat, wenn sie geordnet und nicht feindselig erfolgt, gehört zu den Errungenschaften der europäischen Geschichte. Mehr noch – und darauf weist das Zitat von Heinrich August Winkler hin: Das Christentum und der jüdisch-christliche Monotheismus tragen in sich selbst die Tendenz zu einer recht verstandenen Säkularisierung. Das vehemente Bekenntnis Israels zu Jahwe, dem gleichsam namenlosen einen Gott, dessen Verehrung in einem mehr oder minder leeren Tempel erfolgte, war immer zugleich ein Bekenntnis zur Göttlichkeit Gottes und damit zur Weltlichkeit der Welt. Israel und seine Propheten stellten sich stets gegen die Vergötterung innerweltlicher Wirklichkeiten. Und in der Linie dieses religionsgeschichtlichen Prozesses hat das Christentum das mythische Denken zurückgewiesen und sich auf die Seite des Logos gestellt; ja, das Bekenntnis des Christentums ist das Bekenntnis zum inkarnierten Logos. Kurz: Das Christentum selbst hat wesentliche Denkvoraussetzungen bereitgestellt, die die Säkularisierung der Welt ermöglichten und förderten.

Es gehört nun allerdings zur Signatur unserer heutigen Gesellschaft, dass die Säkularisierung vielerorts einhergeht mit einer fortschreitenden Entkirchlichung und Entchristlichung. Der Glaube wird abgedrängt ins rein Private und damit mehr und mehr aus dem Raum des öffentlichen Diskurses ausgeschlossen. Für die Kirche stellt sich somit die Frage: Wie werden wir anschlussfähig an eine Epoche, die wesentlich durch *diese Art* der Säkularisierung bestimmt wird? Wie können wir sprachfähig bleiben und dialogfähig werden gegenüber gesellschaftlichen Gruppen und Milieus, die der Kirche entfremdet sind? Wie sind die Wege, die zu den Orten des Lebens führen, zu gestalten?

4. Der „neue Weg“ – ein christusförmiges Leben

Der Blick in die Apostelgeschichte kann uns eine Antwort geben, die zwei wesentliche Kennzeichen christlicher Identität hervortreten lässt. Dort können wir mehrfach von den frühen Christen als Anhängern des „neuen Weges“ lesen. Als solche will sie Saulus in Damaskus verfolgen.¹³ Dieser „neue Weg“ ist in der Apostelgeschichte des Evangelisten Lukas der zusammenfassende Begriff für die gesamte religiöse und sittliche Lebensart der Christen. Neu ist an diesem Weg vor allem das religiöse Bekenntnis zu Jesus Christus als dem Messias. Neu und anders ist zudem das sittliche Ethos der neuen Weg-Gemeinschaft, das uns in der Apostelgeschichte mehrfach anrührend geschildert wird.¹⁴ Die Anhänger des neuen Weges zeichnen sich dadurch aus, dass sie Christus als den „Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6) erkannt haben und dies auch durch ihr Handeln bezeugen. Das religiöse

¹³ Vgl. Apg 9,2; ferner 19,9.23; 22,4; 24, 14.22.

¹⁴ Vgl. dazu besonders Apg 4,23-37 oder ferner 11, 27-30.

Bekenntnis und die sittliche Tat passen bei ihnen zusammen. Das macht ihr Zeugnis christusförmig und damit glaubwürdig.

III.

1. Christusförmige Pastoral

Wenn wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts nach geeigneten Wegen suchen, um den Geist und das Herz vieler für die Sehnsucht nach Gott zu öffnen,¹⁵ dann müssen wir uns zunächst selbstkritisch prüfen, ob auch wir in unserem pastoralen und missionarischen Handeln praktisch Anhänger des „neuen Weges“ sind und dementsprechend handeln. Deshalb müssen wir fragen: Wie christusförmig sind unsere Wege einer missionarischen Pastoral? Ist an der Art und Weise, wie wir Gläubigen – Amtsträger wie Laien – die Kirche präsentieren, wie wir miteinander sprechen und umgehen, ablesbar, dass wir vom Geist der Geschwisterlichkeit und gegenseitigen Ehrfurcht getragen sind? Wenn die Kirche von vielen Menschen wie ein Verein angesehen wird, dann ist das nicht nur ein Informationsdefizit dieser Menschen, sondern zugleich auch eine Anfrage an uns, wie wir uns wahrnehmbar machen, in welcher Haltung wir auf die Menschen zugehen.

Papst Benedikt fordert uns ja immer wieder auf, zu den Menschen zu gehen. In seiner Ansprache an die Seminaristen vor einem Jahr in Freiburg wies er darauf hin, dass es wichtig ist, als Jünger beim Herrn zu sein und als seine Gesandten hinauszutragen, was sie von ihm gelernt haben. Wörtlich fügte er hinzu: *„Wenn sie [die Jünger] wirklich mit ihm sind, dann sind sie auch immer unterwegs zu den anderen, dann sind sie auf der Suche nach dem verlorenen Schaf, dann gehen sie hin, dann müssen sie weitergeben, was sie gefunden haben, dann müssen sie ihn bekannt machen, Gesandte werden. Und umgekehrt, wenn sie rechte Gesandte sein wollen, dann müssen sie immer bei ihm sein.“*¹⁶ So treffen wir uns im kommenden Jahr zum nationalen Eucharistischen Kongress in Köln. Wir versammeln uns um den Herrn im Gottesdienst, im gemeinsamen wie im persönlichen Gebet und in der Anbetung. Wir nehmen die Gestalt Christi wahr, nehmen Maß an ihm. Zugleich geben wir in den Katechesen weiter, was er uns schenkt, und mühen uns in unserem Gesprächsprozess, uns im Hören aufeinander und im gemeinsamen Hören auf Gott den Weg in die Zukunft zeigen zu lassen, den Weg zu den Orten des Lebens.

2. Den Glauben begreifen und von Gott ergriffen werden

Ich bin sicher: Je nüchterner wir die kirchliche und gesellschaftliche Realität dabei wahrnehmen und unseren Auftrag in der Welt von heute annehmen, desto mehr Energien werden frei für neue Wege der Glaubensverkündigung und der Glaubensweitergabe. Darin bestärkt uns das Zweite Vatikanische Konzil, dessen Eröffnung sich am 11. Oktober zum fünfzigsten Mal jährt. Bereits in seiner Eröffnungsrede 1962 widersprach der selige Papst

¹⁵ Vgl. Porta fidei, 15.

¹⁶ Apostolische Reise seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. nach Berlin, Erfurt und Freiburg 22. bis 25. September 2011. Predigten, Ansprachen und Grußworte, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 189), Bonn 2011, 111.

Johannes XXIII. bewusst den Unglückspropheten, die immer nur Unheil voraussagen, als ob der Untergang der Welt unmittelbar bevorstünde. Er ließ keinen Zweifel, dass er am Evangelium und der lebendigen Tradition nicht die geringste Abschwächung oder Verfälschung duldet. *„Unsere Aufgabe ist es nicht nur“*, so machte er deutlich, *„diesen kostbaren Schatz zu bewahren, als ob wir uns nur um Altertümer kümmern würden. Sondern wir wollen uns mit Eifer und ohne Furcht der Aufgabe widmen, die unsere Zeit fordert. [...] von einer wiedergewonnenen, nüchternen und gelassenen Zustimmung zur umfassenden Lehrtradition der Kirche ... erwarten jene, die sich auf der ganzen Welt zum christlichen Glauben bekennen, einen Sprung nach vorwärts, der einem vertieften Glaubensverständnis und der Gewissensbildung zugutekommt.“* Es gilt also, Ausschau zu halten, auf welche Weise den Menschen durch unser Handeln die Begegnung mit Christus selbst ermöglicht wird. Dabei geht es nicht nur darum, zu begreifen, sondern ergriffen zu werden. Es braucht gleichermaßen Glaubenswissen und Glaubenserfahrung.

Denn, darauf weist Professor Hans Joas zu Recht hin, *„wenn Religion – sei es im schulischen Unterricht, sei es in wissenschaftlicher Form – als bloßes System von Werten oder für wahr gehaltene Glaubenssätze dargestellt wird, dann ist der Effekt zunächst Verwirrung, dann Indifferenz.“*¹⁷ Wenn die religiöse Indifferenz in einem praktischen Unglauben wurzelt, wird die Antwort nach den geeigneten Wegen der Evangelisierung dann nicht auch im Praktischen liegen? Lässt sich angesichts der beschriebenen Umstände und Realitäten der Geist der meisten Menschen nicht eher durch die Alltagstauglichkeit des religiösen Bekenntnisses erreichen als durch hohe Theologie?

Richtig ist, dass wir in der theologischen Reflexion gerade in Deutschland führend sind. Kaum irgendwo sonst auf der Welt wird auf so breiter Ebene und auf so hohem Niveau Theologie betrieben wie in Deutschland. Dass nunmehr nach Joseph Ratzinger mit Erzbischof Gerhard Ludwig Müller erneut ein früherer deutscher Professor zum Präfekten der Glaubenskongregation ernannt wurde, spricht zweifellos auch für die gesamtkirchliche Anerkennung der akademischen Theologie aus Deutschland. Gleichwohl wies der Bonner Dogmatiker Karl-Heinz Menke vor ein paar Jahren darauf hin, dass es nicht seine systematisch-theologischen Abhandlungen seien, sondern sein kleines, katechetisches Büchlein über das Bittgebet mit dem Titel *„Handelt Gott, wenn ich ihn bitte?“*, das sich am besten verkaufe und wohl am meisten gelesen werde. Auch hier scheint es nicht die hohe Reflexion, sondern die praktische Alltagsrelevanz der theologischen Frage zu sein, die die Menschen anspricht.

Umso mehr gilt es zu fragen: Welche Orte des Lebens eröffnen wir *ad extra* und *ad intra*, um Gotteserfahrung zu ermöglichen, um der religiösen Indifferenz zu begegnen und der Entkirchlichung der religiösen Erfahrung entgegenzuwirken? Die Aufgabe ist groß, aber sie kann gelingen. Denn mit Papst Benedikt sind wir davon überzeugt: *„Auch der Mensch von heute kann wieder das Bedürfnis verspüren, wie die Samariterin zum Brunnen zu gehen, um*

¹⁷ Hans Joas, *Glaube als Option*, Freiburg 2012, 151.

Jesus zu hören, der dazu einlädt, an ihn zu glauben und aus der Quelle zu schöpfen, aus der lebendiges Wasser hervorsprudelt (vgl. Joh 4,14).“¹⁸

3. Wege, um Menschen zu den Orten des Lebens zu führen

Aus dieser Überzeugung heraus haben wir bereits mit dem Wort *Im Heute Glauben* unsere grundsätzlich positive Herangehensweise an die Herausforderungen der postmodernen Gesellschaft in Deutschland bekräftigt. Zahlreiche missionarische Impulse bringen schon jetzt zum Ausdruck, wie es heute gelingen kann, Menschen zu den Orten des Lebens zu führen.

- Ich denke etwa an die zahlreichen „Glaubenskurse“ für Erwachsene. Sie zeugen von der Einsicht, dass die Weitergabe des Glaubens heute nicht mehr nur Kinder und Jugendliche im Blick haben kann. Erwachsenen Christen bieten die Kurse die Möglichkeit, den Glauben kennen zu lernen oder vertieft zu entdecken. Glaubenskurse sind vor allem ein Weg der persönlichen Erfahrung. Nicht die Vermittlung von Glaubenswissen steht im Mittelpunkt, sondern die Glaubenserfahrung als ganze. Glaubenskurse können Erfahrungsräume schaffen, in denen Herz und Geist der Menschen angesprochen werden.
- Eine weitere nicht zu unterschätzende pastorale Chance liegt sicherlich auch im großen Interesse, das künstlerisch wertvolle Kirchen bei vielen Menschen wecken. Unsere Gotteshäuser sind verdichtete und in Stein gehauene Glaubenserfahrung von Generationen. Kirchen und Klöster sind und bleiben ein unschätzbare Reichtum, den es zu erschließen und zu entdecken gilt, damit der Kirchenraum zum Raum der Erfahrung mit Gott werden kann. Darauf machen wir Bischöfe in unserem Wort *„Missionarisch Kirche sein. Offene Kirchen – Brennende Kerzen – Deutende Worte“* aufmerksam. Wir schreiben: *„Kirchenräume sind Helfer bei der Aufgabe, Menschen mit der Botschaft des Evangeliums in Berührung zu bringen. Eine Deutung der künstlerischen Elemente sollte einen behutsam einladenden Charakter haben. Auch Menschen, die sich ihres Glaubens sehr unsicher sind, die viele offene Fragen haben, begegnen wir in den Kirchen und Klöstern. Und wer mit Kirche in Berührung kommt, soll damit rechnen dürfen, willkommen zu sein.“*
- Daneben sind gewiss auch andere Angebote im Bereich der City-Pastoral, der Urlauberseelsorge, der Freizeitpastoral und der Pilger- und Wallfahrtseelsorge zu nennen, die auf die veränderte Situation reagieren. Auch hier wird durch geöffnete Kirchen und die Möglichkeit zum Gespräch versucht, *„die Tür zum Glauben“* (vgl. Apg 14, 27) zu öffnen. Die Erfahrungen mit dem oft in ungeahnter Weise angenommenen Beichtangebot an den Wallfahrtsorten unserer Bistümer zeigen zudem, dass die suchenden Menschen unsere Angebote nutzen, Gott Herz und Geist zu öffnen, und dies weit stärker, als wir es oft vermuten. Das Beispiel zeigt auch, dass vieles davon abhängt, ob wir als Kirche bereit

¹⁸ Porta Fidei, 3.

sind, uns auf die neuen Suchbewegungen einzulassen und dort missionarisch tätig zu sein, wo die Menschen mit Kirche in Kontakt kommen.

- Dabei ist auch an unsere Kindergärten und Schulen zu denken. Diese Orte sind heute vor allem deshalb wichtig, weil eine wachsende Zahl von Kindern und Jugendlichen kaum Erfahrungen mit praktiziertem Glauben mitbringt. Viele Eltern verzichten auf eine religiöse Erziehung, nicht nur weil ihnen der Glaube wenig bedeutet, sondern weil sie sich in Fragen des Glaubens schwertun, weil sie selbst unsicher und zunehmend religiös sprachlos geworden sind. Über den eigenen Glauben zu reden, fällt vielen schwer. Deshalb beschäftigen wir uns bei unserem Studientag ausführlich mit dem Thema „Glaubenskommunikation in Religionsunterricht und Katechese“. Gerade der Religionsunterricht ist für viele der erste und einzige Kontakt zur Kirche. Umso wichtiger ist es, dass Kinder ohne religiöse Praxis, die christliche Botschaft auch als konkreten Lebensvollzug kennen lernen, als den „neuen Weg“, der ihrem Leben Tiefgang und Orientierung gibt. Nicht wenige erfahrene Pädagogen bestärken uns in der Überzeugung, dass die früheste Form religiöser Erziehung – ob bei Kindern, Jugendlichen oder Erwachsenen – diejenige ist, die die Fähigkeit unterstützt, schlicht und einfach über das Phänomen des Lebens staunen zu können, Dankbarkeit zu empfinden und sich beschenkt, angenommen und geliebt zu wissen. Dafür öffnet der Glaube das Herz. Auf dem Katholikentag in Mannheim waren im Geistlichen Zentrum all jene Veranstaltungen übertoll, in denen Kontemplation das Thema war – sei es reflektierend oder einübend. Vielleicht braucht es in unseren Gemeinden so etwas wie eine neue Elementarisierung der Vollzüge, eine kontemplativere und kommunikativere Pastoral.¹⁹
- Der Schweizer reformierte Theologe Franz Dodel hat vor einigen Jahren eine überzeugende Arbeit über das schweigende Sitzen bei den Wüstenvätern vorgelegt. In der Folge davon gab er auch eine Sammlung von weit über einhundert Texten heraus, die gleichsam eine praktische Anleitung dazu bieten. Kontemplatives Sitzen, meditatives Vergegenwärtigen – all das finden wir in der Tradition der einen Kirche. Oder das benediktinische „*ruminare*“, das wiederkäuende, meditative, in die leibliche Präsenz hineinführende, die Wahrheit des Geschilderten vergegenwärtigende wiederholende Lesen. Die hesychastische Tradition des Ostens bemüht sich um den Rhythmus des Atmens; das Herzensgebet dient der nicht-diskursiven Vergegenwärtigung des Heilsgeschehens. Ähnlich wäre die Tradition eines lebendigen Rosenkranzbetens zu verorten. Uralt ist die Tradition der geistlichen Begleitung mit der geradezu therapeutischen Dimension, die eigene Lebenswirklichkeit so zur Sprache zu bringen, dass die Botschaft des Evangeliums neu gehört werden kann und so auch innere Wandlungs- und Heilungsprozesse in Gang kommen.

¹⁹ Vgl. meine Rede „Gott erfahren in einer säkularen Welt“ anlässlich des wissenschaftlichen Kongresses „Wohin ist Gott“ (Vallendar 29. Mai bis 1. Juni 2012), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Nr. 28, Bonn 2012.

- Sicherlich gilt es auch, die unterschiedlichen Formen kirchlicher Präsenz im Internet weiter zu entwickeln. Dort suchen nicht nur junge Menschen nach Hilfestellung für ein geglücktes Leben. Sie suchen und finden dort Waren, Wissen, aber auch Freunde und immer öfter auch Lebenspartner. Warum sollten wir dort nicht auch den Glauben anbieten? Auch durch Internetseelsorge und Glaubensinformation, durch Angebote in virtuellen Welten und in sozialen Netzwerken versuchen wir als Kirche, die Sehnsucht nach Gott wachzuhalten. Hier gibt es in unseren Diözesen zahlreiche interessante Angebote – und mit unserer neuen Homepage katholisch.de, die wir am Donnerstag freischalten werden, wollen wir unsere Präsenz im Internet weiter verstärken.

4. Eine Pastoral der Nähe in größer werdenden Einheiten

Diese wenigen Beispiele – die leicht um viele weitere zu ergänzen wären – machen deutlich: Es wächst Neues, das Christentum ist nicht ohne Kraft! Es gibt den Aufbruch, der gelingt. Auch vor Ort in unseren Gemeinden und in den größeren pastoralen Einheiten, wo die derzeitigen Umbrüche in besonderer Weise als eine Zeit der Bewährung erlebt werden. Doch die Zeit des Umbruchs ist auch eine Zeit der Chance, der Vergewisserung und Neuorientierung. So hat etwa der Dogmatiker und Fundamentaltheologe Professor Medard Kehl darauf hingewiesen, dass das, was wir meist „Pfarrgemeinde“ nennen, erst vor gut 40 Jahren entstanden ist.²⁰ Der Wiener Pastoraltheologe Ferdinand Klostermann hatte damals das Postulat formuliert: *„Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden werden“*, das dann im Nachgang zur gemeinsamen Synode der Bistümer in Deutschland zur allgemeinen Grundlage der Gemeindepastoral wurde. Indes, so stellt Kehl heraus, war das Konzept einer Pfarrgemeinde im Sinne einer großen christlichen Gemeinschaft vor Ort auch vor 40 Jahren eigentlich nicht praktikabel, da auch damals die Pfarreien schon mit 2000 bis 5000 Mitgliedern zu groß waren für eine überschaubare Kommunikationsgemeinschaft. Die Gemeindepastoral einer lebendigen und miteinander kommunizierenden Pfarrgemeinde brachte gleichsam ungewollt mit sich, dass eine „Kerngemeinde“ entstand, die eine notwendig überschaubare Größe hatte. Die Gleichsetzung von Pfarrei und Gemeinde ist also durchaus zu hinterfragen. Zu einem tieferen Verständnis dessen, was wir unter Pfarrei verstehen dürfen, führt uns das nachsynodale Schreiben *„Christifideles Laici“*, in dem der selige Papst Johannes Paul II. über die Pfarrei schreibt: *„Auch wenn sie zuweilen an Gliedern und Gütern arm ist, wenn sie sich geografisch über weiteste Gebiete erstreckt oder inmitten dicht bevölkerter und problemvoller moderner Stadtviertel fast unauffindbar ist, besteht die Pfarrei nicht in erster Linie aus einer Struktur, aus einem Gebiet oder aus einem Gebäude, vielmehr ist sie die ‚Familie Gottes‘ als von einem Geist durchdrungene Gemeinde, sie ist geschwisterlich und gastfreundlich, die Gemeinschaft der Gläubigen“*.²¹ Nähe in der Seelsorge, Gemeinschaft im Glauben ist zunächst keine territoriale, sondern eine personale Erfahrung. Wir brauchen eine Pastoral der Nähe – nicht zuerst territorial gedacht, sondern im Sinn der Nähe zur Freude und

²⁰ Vgl. Medard Kehl, Sind die Kleinen Christlichen Gemeinschaften eine Zukunftsperspektive für die Kirche in Deutschland?, in: Christian Hennecke (Hg.), Kleine Christliche Gemeinschaften verstehen. Ein Weg, Kirche mit den Menschen zu sein, Würzburg 2009, S. 263-266.

²¹ Nachsynodales Apostolisches Schreiben *„Christifideles Laici“*, Nr. 26.

Hoffnung, zur Trauer und Angst der Menschen, die bei uns ihren Widerhall finden. So wird im Glauben selbst der Fremde zum Nächsten, zur Schwester, zum Bruder – wie uns das Gleichnis vom barmherzigen Samariter so eindrucksvoll zeigt.

5. Netzwerke des Glaubens – Gemeinschaft von Gemeinschaften

Damit ist jedem Kirchturmdenken eine größere Vision entgegengesetzt. Gemeinden und Pfarreien dürfen sich nicht gegeneinander abschotten, so dass Menschen von außen mitunter den Eindruck gewinnen, die eine katholische Gemeinde hätte mit der anderen nichts zu tun und es sei fast undenkbar, das Vermögen und die Gebäude mit anderen zu teilen. In einer mobilen Gesellschaft und unter der Perspektive, dass nicht mehr jeder in seiner Gemeinde, in der er seinen Wohnsitz hat, sein gottesdienstliches Leben und christliches Engagement verwirklicht, ist gerade der Gedanke der *Communio*, die die Kirche ist und lebt, von entscheidender Bedeutung. Es braucht ein neues Bewusstsein der Mitverantwortung für die anderen. Es braucht Netzwerke des Glaubens, die sich auf die veränderte gesellschaftliche Situation einstellen. Bereits bei unserem Studientag auf der Frühjahrsvollversammlung 2007 in Reute haben wir uns unter der thematischen Überschrift „Mehr als Strukturen“ der Frage nach den Perspektiven und Entwicklungen der pastoralen Neuordnung in den Diözesen intensiv gestellt. Bischof Joachim Wanke hat unsere Überlegungen damals auf den Punkt gebracht, wenn er sagte: *„Die größte Chance in den größeren pastoralen Räumen besteht darin, zu echten Kooperationsräumen zu werden. Je größer die Einheit und der Zusammenhalt, desto größer kann die Vielfalt sein. [...] Sie entlasten davon, dass jeder alles machen muss.“*²² Hier sind wir gefordert, denn Christsein heißt in der Gemeinschaft des Glaubens leben, den Weg des Glaubens gemeinsam gehen und so einander ergänzend Geburtshelfer im Glauben und geistlicher Wegbegleiter sein. Nicht umsonst sprach Papst Benedikt bei seinem letzten Deutschlandbesuch gleich zweimal von den „kleinen Gemeinschaften“ in der Kirche, in denen wir gegenseitig den Glauben entzünden, ein Netzwerk der Hoffnung und der Liebe knüpfen, im Glauben des anderen mitglauben, von der Erfahrung des anderen lernen und uns anregen lassen. Anregen lassen können wir uns auch von den Fragen und Zweifeln derer, die sich schwer tun, an Gott zu glauben.

Insofern hat Professor Tomáš Halík sicherlich recht, wenn er kürzlich in einem Interview feststellte: *„Für mich gibt es heute nicht mehr die alte Grenzziehung zwischen den Glaubenden und den Nichtglaubenden. Beide können sehr selbstzufrieden in ihrer Position erstarren. Wichtiger ist, dass Gläubige wie Atheisten ihre Selbstzufriedenheit aufgeben und Suchende werden. Und mit den Suchenden Geduld haben! Ich selbst bin ein Suchender, ein geborener Skeptiker. Zum Glauben fand ich, weil ich konsequent skeptisch sein wollte und eben auch an meinem Zweifeln zweifelte. Ich will immer mehr die Tiefe des Glaubens erfahren, sozusagen ‚zum Grunde vordringen‘, und dann meine Erfahrungen mit anderen teilen – im gemeinsamen Suchen.“* Das ist sicher eine der Kernaufgaben der Zukunft: das

²² „Mehr als Strukturen ... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“. Dokumentation des Studientages der Frühjahrsvollversammlung 2007 der Deutschen Bischofskonferenz. Arbeitshilfen, Nr. 213. Herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007, 98f.

gemeinsame Suchen nach dem Fundament unseres Lebens, nach Gottes Spuren in unserem Alltag.

6. Das Zeugnis der Liebe verstärken

Das Zweite Vatikanische Konzil hat sich in besonderer Weise darum bemüht, den Glauben von der Verheißung des Evangeliums her neu durchzubuchstabieren, gleichsam von den „Orten des Lebens“ her Prioritäten zu setzen. Gerade in diesem Sinne war es ein pastorales Konzil und genau von daher ist es uns heute Verpflichtung. Darin sehe ich auch die „Hermeneutik der Kontinuität“ begründet, die der Heilige Vater betont. Es ist der Blick auf die uns anvertraute Verheißung, der ordnet und strukturiert. Wahrhaftig eine Verpflichtung, die wir noch lange nicht eingeholt haben. Und das scheint mir auch der Punkt zu sein, von dem wir her den Dialogprozess wahrnehmen können, in den wir uns hineinbegeben haben.

Wenn wir uns vor zehn Tagen im Rahmen dieses Gesprächsprozesses in Hannover der Frage nach unserem Beitrag für eine „Zivilisation der Liebe“ gestellt haben, dann greifen wir damit auch ein Anliegen auf, das Papst Benedikt mit Blick auf das Jahr des Glaubens in Erinnerung ruft, wenn er betont: *„Es wird auch eine günstige Gelegenheit sein, das Zeugnis der Liebe zu verstärken.“*²³ Das Gesprächsforum in Hannover hat noch einmal die Zeugnishaftigkeit unseres diakonischen Handelns hervorgehoben. Die Menschen werden gerade in einer zunehmend säkularen Gesellschaft an unseren Taten ablesen, wer wir Christen sind und wer Jesus Christus ist. Die praktische Plausibilität und die Alltagsrelevanz unserer caritativen Dienste vermögen durchaus den Geist der Menschen zu öffnen für die Frage nach dem Grund unseres Tuns und damit für die Frage nach Gott.

Das „Liebestun“ der Kirche, wie es in *Deus Caritas est* beschrieben wird, ist dabei keine Methode zur Evangelisierung, sondern geschieht um des Evangeliums selbst willen. Es ist ein sprechendes Zeichen des „neuen Weges“ wie ihn die Apostelgeschichte beschreibt, das neue Miteinander, das deutlich macht: Die „Frohe Botschaft“ richtet sich ja an alle Menschen, in besonderer Weise an die Armen, die Mühseligen und Beladenen, welche die Privilegierten Gottes sind. Die Solidarität mit ihnen ist für die Kirche „der Prüfstein ihrer Treue zu Christus“²⁴, wie Papst Johannes Paul II. in der Enzyklika *Laborem exercens* sagt. Erkennt die Kirche doch *„in den Armen und Leidenden... das Bild dessen, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war“*²⁵. Diakonische Pastoral wendet sich daher vorrangig den Armen zu. Auch in einem der reichsten Länder der Erde müssen wir wachsam bleiben für die Randständigen, die Marginalisierten unserer Gesellschaft und sie zu den Orten des Lebens führen. Unser Zeugnis der Liebe wird sich daran messen lassen müssen, wie groß unsere Sensibilität und unser Einsatz gerade für jene Menschen ist, für die sich sonst niemand verwendet. Die Kirche muss denen ohne Stimme eine Stimme geben um des Evangeliums willen. Denn gerade der Dienst der Kirche an den Schwachen und Armen bringt die Kirche

²³ Porta Fidei, 14.

²⁴ Laborem exercens, 8.

²⁵ Lumen gentium, 8.

mit Christus selbst in Berührung. Ein solcher Dienst ist auch ein Zeichen ad extra, an dem Christus in der Welt erkannt werden kann.

Schluss

Wir alle wissen, liebe Mitbrüder: Unser Glaube an Jesus Christus hängt nicht vom gesellschaftlichen Kurswert der Kirche ab. Doch umgekehrt gilt: Das Ansehen der Kirche hängt von der Überzeugungskraft jedes einzelnen Christen ab, von Menschen, die mit demütigem Selbstbewusstsein ihren Glauben leben und bekennen, die sich für andere stark machen und sich für die Schwachen einsetzen, die tapfer zu ihren Gewissensüberzeugungen stehen, auch dann, wenn sie dafür nicht öffentlich gelobt werden.

Wer aufmerksam ist, der sieht die vielen Weggefährten hin zu den Orten des Lebens. Schließen wir noch mehr Bündnisse für eine Zivilisation der Liebe, indem wir entdecken, wie viele Menschen glauben und unsere Gesellschaft im Geist Jesu Christi prägen: Wie viele Aktivitäten im Bereich von Liturgie, Zeugnis und Diakonie gibt es in unseren Gemeinden! Oder denken wir an die Glaubenszeugnisse Erwachsener, die durch den Katechumenat und die Taufe neu zur Kirche finden! Denken wir an die Aufbrüche Geistlicher Gemeinschaften! Gott hat sich nicht zurückgezogen, der Auferstandene wirkt weiterhin – durch uns und mit uns, und das trotz unserer Grenzen. In dieser Gewissheit möchte ich schließen mit den Worten von Papst Benedikt, die er vor einem Jahr zum Abschluss des gemeinsamen Mittagessens mit uns deutschen Bischöfen gesprochen hat und die ich bereits in meiner Ansprache vorhin in der Vesper zitiert habe: *„Ich spüre, dass so viel Lebendiges, so viel gläubige Freude da ist, dass wir ruhig getrost sein können und wissen: Die Kirche lebt, und sie hat Zukunft! So sage ich ganz einfach ein herzliches Vergelt's Gott allen für alles. Wir wollen alle dasselbe, und vielleicht braucht der Herr das auch, dass es dafür unterschiedliche Wege gibt, die doch alle in dem einen Weg sich bewegen, der er selber ist“*.